

Die Gestrandeten.

Für Robert Rieger und André Heller

Zu Hülf! Helferts!

Der splitternackte, weißfleischige Körper steht im Holzkasten des hohen Altbaufensters in der Wiener Leopoldstadt und pisst drei Stockwerke nach unten in den Garten, der so klein ist, dass ich ihn nur sehen könnte, würde ich ebenfalls auf die Fensterbank steigen. Die kalkfarbene, madenähnliche Gestalt leuchtet geradezu kitschig im Mondlicht.

Losst's mi aussi! Mi ham's einigsperret! Zu Hülf!

Schlafwandler dürfen nicht geweckt werden, also warte ich eine Weile un schlüssig in der offenen Tür. Ich habe mir abgewöhnt, mich bei Martin über irgend etwas zu wundern, auch seine merkwürdige Sprache, diese Mischung aus unüberhörbarem Berlinern und ans Österreichische angelehnten Phantasieworten, scheint mir mittlerweile fast normal. Ich frage mich nur, warum er das alles im Schlafzimmer des Gastgebers veranstaltet.

Der wiederum steht an einem Würstelstand in der Mariahilfer Straße und möchte von mir abgeholt werden, wie ich nun erfahre, da ich endlich an das bereits seit einiger Zeit immer wieder schrill läutende Telefon gegangen bin.

Schottenring. Aussteigen. Gegenüber stehen jetzt kleine Elektrobusse, die kreuz und quer durch die Innere Stadt fahren.

Ein sonniger Sommersonntag um 7:30 Uhr. Noch ist der Franz-Josefs-Kai fast menschenleer, noch ist die Wärme angenehm. Der Gastgeber, der sich eben in der U-Bahn-Station an der „MaHü“ noch einen Schwulenporno hatte kaufen wollen, kniet auf der Straße und macht mir einen Heiratsantrag. Er trägt ein weißes Leinenjackett zur gebräunten Haut und sieht auch sonst aus wie Don Johnson, aber ich weiß, dass es sich nicht ausgeht.

Salztorbrücke. Geradeaus. Rechte Seite. Ich kann das Haus nicht wiederfinden! Einen ganzen Sommer habe ich darin verbracht, ohne die Hausnummer zu wissen. Ich glaube, auch der Gastgeber kannte sie nicht.

Die meisten Klingelschilder sind namenlos, das zur Wohnung passende ist an der fast verblichenen Aufschrift Hofrat Dr. Klingenbrunner zu erkennen. Ein Schlüssel ist unnötig, Martin öffnet immer. Er ist froh, wenn er nicht allein sein muss. Nicht allein hinausgehen muss. Er spricht nicht darüber, dass er sich verfolgt fühlt. Er behauptet, er

dürfe seiner höchst empfindlichen fahlweißen Haut kein Sonnenlicht zumuten. Hatte er wirklich versucht, sich zu erhängen? Eins der Rohre über der Couch im Wohnzimmer, auf der unzählige Plüschtiere auf einer karierten Wolldecke sitzen, ist gebrochen. Es wäre unkomplizierter gewesen, einfach aus dem Fenster zu springen.

Ganz früh morgens geht Martin manchmal zu dem türkischen Bäcker, dessen Ladenlokal genau gegenüber im Souterrain liegt. Frisch aus Berlin zugewandert, hatte er dort bei seinem ersten Einkauf „Brötchen“ verlangt, und erst nach Minuten der Ratlosigkeit hatte schließlich eine einheimische Kundin den Wunsch in „Semmeln“ übersetzen können. Seither ist Martin überzeugt, dass er in dieser Stadt nur überleben kann, wenn er Wienerisch spricht. Das hemmt ihn so, dass er selbst nachts, wenn ihm die Sonne nicht mehr schaden kann, lieber aufs Ausgehen verzichtet. Mangels Übung und Erfahrung im wirklichen Leben hat er sich mit der Zeit eine dialektartige Phantasiesprache zugelegt.

Seit der Geschichte mit dem Vogelbeerschnaps hat er sich endgültig zurückgezogen und arbeitet jetzt noch sehr viel intensiver an seinem Erstlingsroman – von dem ich allerdings noch nie eine Zeile gesehen habe oder gar lesen durfte. Er glaubt fest, dass Lorenz von Hummer ihn als Konkurrenten damals hatte aus dem Weg räumen wollen. Nachdem er mich ausnahmsweise in meine Lieblingslokale, erst das Kleine Café am Franziskanerplatz und später die Wunderbar in der Schönlaterngasse, begleitet hatte, war uns zufälligerweise (sage ich, Martin hingegen glaubt an einen perfiden Plan) an beiden Orten

besagter Lorenz von Hummer, ein sehr mäßig erfolgreicher Wiener Autor mit niederösterreichischen Wurzeln und einem Künstlernamen, denn das „von“ darf bekanntermaßen in Österreich seit 1945 überhaupt nicht getragen werden, über den Weg und in die Arme gelaufen. Die beiden Literaten hatten sich zunächst sehr gut verstanden und im Kleinen Café diverse Male auf Niederösterreichisch-Wienerisch und Pseudo-Wienerisch „aan Fearnert“ bestellt, später im Licht der schönen Laterne aber auf Vorschlag von „von“ Hummer zum Vogelbeerschnaps gewechselt.

Und danach war Martin dann auf so eigenartige Weise, wie er behauptet, es noch nie erlebt zu haben, berauscht gewesen, dass er die Schlafzimmer verwechselt hatte. Als er dann mit einem dringenden Bedürfnis auf der am Boden liegenden Matratze des Gastgebers erwachte, aber eben wegen des Vogelbeerschnapses – hallo? Der ist doch giftig? – nicht wirklich zu sich kam, sich in seinem eigenen Bett währte, dort aber nicht, wie gewohnt, nach links aussteigen und aufspringen konnte, sondern gegen eine Wand stieß, war er dann halt in seinem Vogelbeerwahn überzeugt gewesen, man habe ihn in einen sehr, sehr kleinen Raum eingesperrt. Dass es keine Wand war, sondern nur der riesige Röhrenfernseher des Gastgebers, der, wenn er am Nachmittag erwacht, gern entweder alte UFA-Filme oder den Seniorenclub anschaut, hatte Martin dann erst sehr viel später erkannt, nachdem er Gottseidank nicht, wie Lorenz von Hummer es seiner festen Überzeugung nach beabsichtigt hatte, aus dem Fenster gesprungen war.

Irma

Wenn sie sich leicht seitlich zum Fenster stellte, konnte sie sich im Spiegel betrachten, ohne dass es auffiel. Sie musste nur aufpassen, nicht verkrampft auszusehen. Ganz leicht sollte es wirken. Unbekümmert. Unabsichtlich. So wie jemand, der eigentlich gar nichts will, es aber immer bekommt.

„Danke“. Das durfte nicht zu überschwänglich wirken, aber trotzdem über die Maßen freundlich, auf jeden Fall aber unbedingt zart, und so, als würde man es gar nicht von ihr erwarten. Und der Empfänger dieses leisen Wortes würde dankbar – und vielleicht sogar verliebt – lächeln, während er ihr zum Beispiel die Tür aufhielt. Er würde sicher ein Autogramm wollen, und sie sah schon den Schriftzug: Irma Lagus – lesbar, aber doch eigenwillig, in großen geschwungenen Buchstaben.

Sie hob ein wenig das Kinn. Doch im Spiegel sah das nicht entfernt so edel aus wie in ihrer Vorstellung. Dort stand nur ein etwas pummeliges junges Mädchen, das trotzig und fast ein bisschen ängstlich sein Gegenüber in einem sehr klein hellblau und weiß karierten Kinderkleid betrachtete.

Als Irma den Brief nehmen wollte, der noch auf der Fensterbank gelegen hatte, war ihr dieses Kind plötzlich wieder so nahe gewesen, dass sie fast erschrocken war, jetzt im Spiegel der alten Schmink-Kommode, die seltsamerweise nie ihren Platz verlassen hatte, nicht mehr das geliebte hellblau-weiße Karo zu sehen. Die Frau dort im dunklen Mantel blickte ihr seltsam emotionslos entgegen.

Wie hatte sie so sicher sein können? Eine Zeitlang hatte sie sogar darauf bestanden, Isabella genannt zu werden, hatte das dann aber relativ schnell wieder aufgegeben, weil ihr nach hunderten Proben, „Isabella Lagus“ zu hauchen, dann doch die Doppelung der La's nicht gefallen hatte. Aber dass sie berühmt werden würde, war für sie eigentlich nie eine Option, sondern immer nur eine Frage des Zeitpunkts gewesen.

Stundenlang hatte sie am Fenster gestanden, in der Hoffnung, ein Theater-Regisseur oder gar ein Filmproduzent würde vorübergehen – beispielsweise, weil er seinen Hund ausführen musste, oder, um sich im Café an der Ecke zur Landstraße mit einer angehenden Schauspielerin, die vorsprechen wollte, zu treffen – und dabei gedankenverloren nach oben blicken, wo er dann Irma sehen würde, die ihm nicht mehr aus dem Kopf ginge. Wenn er später im Park auf der Bank saß, während der Hund im Gebüsch nach Mäuselöchern grub, oder wenn er im Café an der Ecke zur Landstraße bei den monotonen Bemühungen der angehenden Schauspielerin weghörte, würde er immer wieder an Irma denken müssen, um dann vielleicht Hals über Kopf aufzubrechen und sich durch die halbe Straße zu klingeln, bis er endlich ihren Namen wusste.

Die letzte Stunde

Ich weiß, sie werden mich finden,
wenn mein Schmerz den Weg ihnen weist.
Wie wird es sein?
Wie lange noch?
Und werde ich ihr Lachen hören?

Ich rieche nur noch Dunkelheit,
und würde so gern den Himmel seh'n.
Ist er noch blau?
Ist heut' mein Tag?
Und wird es am Abend regnen?

Vielleicht darf ich noch träumen,
und bitten, dass es wärmer wird.
Sind Äpfel grün?
Stirbt auch das Gras?
ich war noch niemals so allein.

Der Philosoph aus der ICE-Toilette

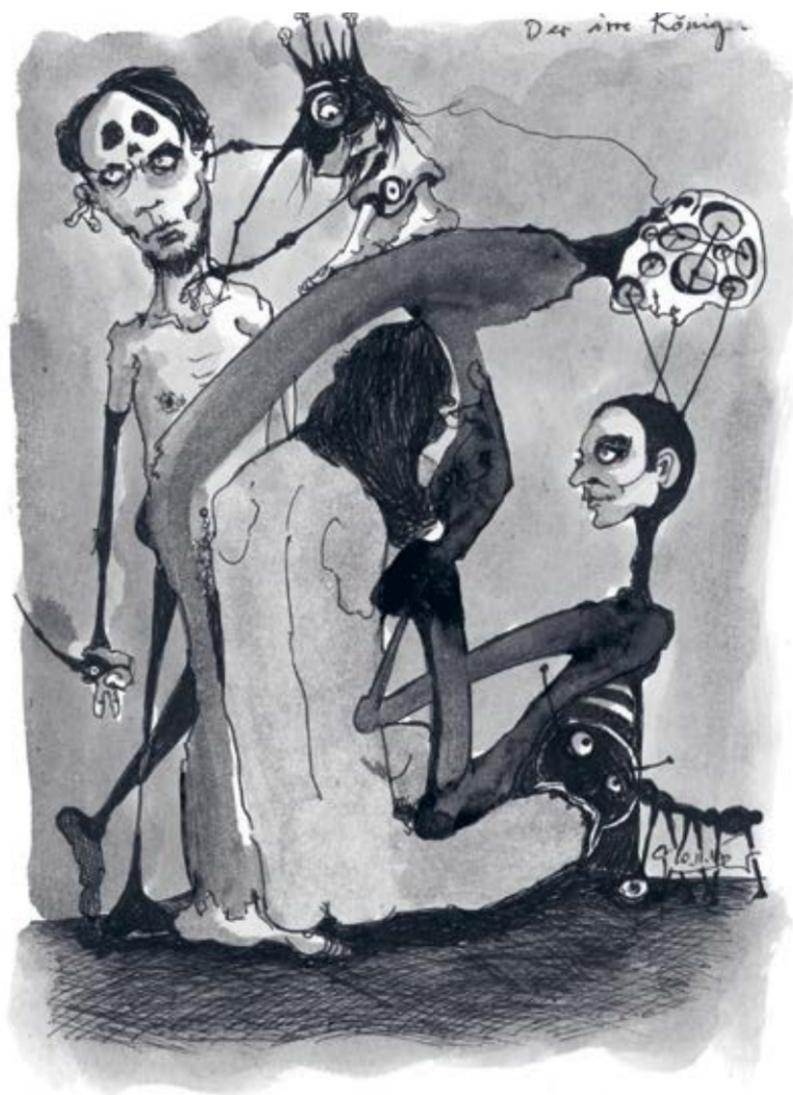
Ich bemerke die alte Frau eigentlich erst, als sich nach ihrem Vorbeigehen ein durchdringender Fäkalgeruch breitmacht. Ich beobachte, welche der beiden Toiletten sie aufsucht, damit ich den Rest der Fahrt besser die andere benutzen kann. Auf dem Rückweg von der Toilette riecht sie nicht mehr, und ich schäme mich, weil ich mich sicher geirrt habe. Zur eigenen Buße suche ich dann später genau die Kabine auf, die ich eigentlich vermeiden wollte. Es erfordert große Demut, sich mit den vielen Fahrgästen eines vollbesetzten Zuges die wenigen Klos zu teilen. Oder man hat einen ausgefallenen Fetisch. Die Hundert Tage von Sodom: Hunderte blutjunger zarter Mädchen und hübscher Buben müssen tagelang ihre Scheiße sammeln, um sie dann beim großen finalen Festessen in kostbaren weißen Porzellanschüsseln, angereichert mit eingebackenen Nägeln, serviert zu bekommen. Angesichts der leckenden Dünnschissnase, die sich langsam in Richtung des permanent klebrigen Kabinenbodens bewegt, ist meine Scham gegenüber der Alten dann aber schlagartig verschwunden. Um sich bei dem Gedanken, inkontinen-

ten Personen die Benutzung von Zugtoiletten oder besser gleich öffentlichen Verkehrsmitteln zu verbieten, gleich wieder drohend und katholisch aufzubauen. Wer wirft den ersten Stein? Forever young?

Auf der oberen Liege des Abteils im Euronight 491 Hans Albers von Hamburg-Altona nach Wien Westbahnhof mit Kurswagen nach Budapest und Bukarest sitzt Prinz Charles kerzengerade in einem dunkelblauen Seidenpyjama mit dezent-rottem Paisleymuster. Bei der Fahrkartenkontrolle erfahre ich, dass der Prinz über Wien hinaus nach Bu (ich verstehe nicht genau, ob dapest oder karest) reisen wird und bemerke einen osteuropäischen Akzent – vermutlich handelt es sich also gar nicht um den britischen Thronfolger. Egal: So einer wie der Prinz gibt Sicherheit.

Die Zivilpolizisten, die Richtung Grenze selbstbewusst durch die Reihen marschieren, machen kein racial profiling. Ein junger Bayer mit dunkler Hautfarbe bekommt deshalb keine Antwort auf die Frage, warum nur er und zwei Frauen mit Kopftuch kontrolliert werden.

Wolkengebirge. Ein leuchtend blauer Himmel scharf abgegrenzt mit einer weißen, nur sehr leicht weichen Kante, die sich schnell nach unten in weiß durchwirktes, flaumiges Grau auflöst und eine schöne Kulisse für die süddeutsche Landschaft bildet, die sich neben Feldern, Waldstücken und Kirchtürmen vor allem durch Photovoltaikanlagen auszeichnet.





Familiengericht.

Am liebsten hat Stella den Richter Engadin. Der macht immer so einen ganz empörten spitzen Mund, wenn ihm etwas gegen den Strich geht. Zum Beispiel, wenn sich herausstellt, dass der Mandant von Frau von der Marwitz, die eigentlich recht mütterlich wirkt, seine Kinder mit Vodka abfüllt, damit er sich heimlich mit der 17-jährigen Nachbarin treffen kann. Man muss aber dazu sagen, dass die mütterliche Rechtsanwältin das alles erst im Gerichtssaal durch einen Detektiv erfahren hat, der die furchtbaren Zustände im Auftrag des gegnerischen Rechtsanwaltes Matti Claque recherchiert hat. Nun ist sie empört und will ihren Mandanten nicht weiter vertreten, aber auch der junge Herr Claque hat nur einen kurzen Moment, seinen Triumph zu genießen. Denn die als Zeugin geladene und recht freizügig gekleidete 17-jährige Nachbarin gibt, nach kurzer Ermahnung durch Richter Engadin, die Wahrheit zu sagen, an, von der Ehefrau des Beschuldigten für ihre Liebesdienste bezahlt worden zu sein, weil diese sich durch ein Scheidungsurteil zu ihren Gunsten das gemeinsame Eigenheim sichern wollte, um sich dort

mit dem Zwilling Bruder der 17-Jährigen, dem ebenfalls 17-jährigen Jean-Philippe, eine gemeinsame Zukunft aufzubauen. Leider war diese Folge des „Familiengerichts“, eigentlich eine Ausstrahlung von 03:15 Uhr in der Nacht, in der Vormittags-Wiederholung leicht verkürzt und dabei abgeschnitten worden, so dass Stella jetzt nicht weiß, ob der Richter dem Jean-Philippe, der sich geweigert hatte, seine Wollmütze abzunehmen, noch ein Ordnungsgeld aufgebremmt hat, und was eigentlich aus den alkohol-süchtigen Kleinkindern des Ehepaares geworden ist.

Stella hasst offene Enden, sie hat eine große Sehnsucht nach Happy-Ends.

Die Mama schnarcht und macht dabei widerliche Geräusche. Stella muss den Fernseher massiv lauter stellen, um Bräute und Brautberater bei „Zwischen Antrag und Altar“ überhaupt verstehen zu können. Das schaut Stella lieber als die vielen Kochsendungen. Sie isst dann zu viel und muss sich anschließend wieder mühevoll alles herauswürgen.

Die dicke Braut aus einem Dorf bei Dresden ist stark tätowiert, möchte das ihren Hochzeitsgästen aber nicht zeigen. Nur die Zuschauer der beliebten Sendung können die recht grobschlächtigen Engel auf den wulstigen Armen und am Rücken das überzählige „t“ bei „man sieht nur mit dem Herzen gut“ sehen und verstehen, dass die schiache junge Frau jetzt hemmungslos weint, weil es in ihrer Größe und für ihr Budget kein langärmliges Kleid gibt. Wenigstens ein Bolero-Jäckchen! Ja! Endlich! Der liebe, gütige Großvater hebt die Hand. Er zahlt das Jäckchen!

Akazien. Der Sohn im Park.

Die Straße wirkt friedlich. Tröstlich. Ein wunderbar blauer Himmel – leuchtend und hell, in der schon milderen Nachmittagssonne aber nicht zu grell. Keine Farbe, die Unruhe stiftet und aufregen könnte. Die großen, weiß blühenden Bäume lassen die Einfamilienhäuser am rechten und linken Straßenrand nach hinten treten, der süßliche Blütenduft wird mit jedem leichten Windstoß stärker. Unachtsam vorbeifahrend könnte man die mächtigen Bäume aus dem Augenwinkel für Kastanien halten. Doch gegen deren penibel und ausgewogen angeordnete, streng nach oben ausgerichtete Kerzen sind die übervollen Blütentrauben dieser Akazien verwegen und wild, üppig und verschwenderisch.

Ich möchte nicht hineingehen.

Achtung! Sie verlassen das Leben, sollte am Eingang stehen. Schon vor dem Berühren des Türgriffes möchte ich Gummihandschuhe anziehen, aber ich unterlasse es, ich möchte niemanden beleidigen. Der pflegeleichte Vinylfußboden wirkt klebrig, obwohl er frisch gereinigt ist. Es riecht nach Tod.

Die alte Frau vor dem großen Fernseher winkt mir zu. Hildchen sitzt fast immer hier. Ich weiß nicht, ob sie wirklich hinsieht, aber es scheint ihr sehr wichtig zu sein, dass keine Privatsender eingeschaltet werden. Sie ist 102 und hat ein mädchenhaftes Lächeln, aber wenn man dicht herankommt, sieht sie aus wie ein Reptil.

Die Sitzecke im Eingangsbereich mit den hellbezogenen Polstermöbeln verspricht Normalität und erinnert vielleicht nicht zufällig an die Lobby eines Mittelklassehotels. Der Rollstuhl der Greisin wirkt wie ein Fremdkörper, für einen weiteren ist kein Platz. Neben die Sessel passt kein Rollator, es scheint aber auch keinen Bedarf zu geben. Ein potemkinscher Wohlfühlort. Eine Illusion für Besucher – tritt ein, es ist gar nicht so schlimm. Kurzzeitpflege. Das klingt versöhnlich und gesundheitsorientiert.

This is the end, singt Jim Morrison.

An der Wand ein Druck des Schlafzimmers in Arles von Vincent van Gogh neben dem farbenfrohen Foto einer Kirschblütenprinzessin aus dem Alten Land. Die Enkelin einer Bewohnerin? Vielleicht farblich und thematisch nicht optimal zusammengestellt, aber man gibt sich Mühe hier. In den letzten vier Monaten, in den letzten vier Kliniken habe ich Flure zu unterscheiden gelernt. Gibt es Flur-Designer? Innenarchitekten, die sich auf die Konzeption medizinischer und pflegerischer Einrichtungen spezialisiert haben? Sicher. Doch dann kommen die Arbeitszeit-Erfasser und Controller und entscheiden, dass Behälter mit Deckel den Arbeitsablauf behindern, so wie

hilfsbedürftige Patienten ebenfalls störend sind, sodass beides auf einer Wandseite des Ganges entsorgt wird. Große, offene, nach Urin stinkende Wäschebehälter auf Rollen neben halbnackten, halbtoten Greisen, die verloren in großen Windeln auf der Bettkante hocken und auf ihr Ende warten.

Wenn Gerüche, analog zu den Mendelschen Gesetzen, in rezessiv und dominant zu kategorisieren sind – Urin ist eindeutig dominant. Selbst hier, wo man sich Mühe gibt, liegt seine Kopf-, Herz- und Basisnote in der Luft.

Hildchen – die festen Bewohner haben individuelle Türschilder. Von diesem lacht mich die 102-Jährige von einem Jugendfoto aus ihren 90ern an. Dr. Bramfeld, Studienrat a.D., gleich daneben, hat in jeder Hinsicht das Förmliche gewählt. Andere Zimmertüren helfen ihren Bewohnern mit einfachen Darstellungen von Schweinchen, Fröschen oder Blumen, sich zurechtzufinden. An deiner Tür steht nichts. Du bist hier nur zu Besuch.

Wirst du wieder nach Hause kommen? Ich habe Angst, die Tür zu öffnen. Angst, in den Abgrund zu sehen, so wie damals auf dem Gipfel, als ich nicht weiter konnte. Ich habe die Augen geschlossen und du hast mich geführt. Jetzt bin ich allein.

Ich weiß, was du denkst, mein lieber Paul. Ich sehe an einem kurzen Blick in deine wässrigen Augen, dass du gleich einfach wieder losplappern wirst. *Lisa, Lisa* – da geht es schon los. Der alte Mann im Bett links fragt, ob ich ihm eine Zigarette verkaufen könnte. Paul, ich bin nicht Lisa!

Blumen für Peter Alexander

Zuletzt hatte man Leopoldine Ruckenbauer auf dem Friedhof gesehen, wo sie regelmäßig und hingebungsvoll die Grabstätte pflegte, die auch einmal ihr letztes Heim werden sollte. Dass sie am Tag vor ihrem Verschwinden 30.000 Euro, nahezu ihre gesamten Ersparnisse, gegen den ausdrücklichen Rat ihres Filialbetreuers, von der Bank abgehoben hatte, bot Raum für wilde Spekulationen. Die Schüler der „Knödelakademie“ für hauswirtschaftliche Berufe, die sich gern am Grinzinger Friedhof in stillen Eckchen vergnügten, hatten angeblich Beweise, dass die „Poldi“ einem Mord zum Opfer gefallen war. Seither blieben viele Gräber unbetretet.

Josefine Tentschert interessierte das nicht, sie hatte andere Probleme. „Er hat doch den Menschen immer nur Freude machen wollen!“ – Sie musste ein paar Mal laut seufzen, ehe die Frau am anderen Ende der Bank endlich zu ihr herübersah. „Der Herr Alexander! So ein lieber Mensch und so ein großer Künstler.“ Die Frau blieb stumm, und Fini kam in Fahrt: „Und dann fladerns mir die Blumen! Gestohlen! Grabschmuck! Dem G’sindel g’hörn

die Händ' abg'hackt!“ – Fini kochte vor Wut. Seit sie sich die Deko des Neumayerschen Grabes zur Aufgabe gemacht hatte, war ihr Leben endlich sinnvoll und erfüllt. Und nun das! Wieder waren die Blumen verschwunden! Wenn die Poldi jetzt hier wäre! Überhaupt war es früher am Grinzinger Friedhof viel schöner gewesen, als alle noch lebten. Was hatten sie für einen Spaß gehabt! Die Poldi, die Liesi, die Erni – am Anfang war sogar die Mitzi noch dabei gewesen. Uralt war's schon gewesen, die Mitzi, ganz krumm war sie gegangen, aber trinken hatte sie mehr können als alle anderen.

Fini war die einzige gewesen, die keinen verblichenen Ehemann auf dem Friedhof zu begärtnern hatte. Sie war den anderen einfach eines Tages über den Weg gelaufen, als sie nach vielen Jahren noch einmal nach dem Grab der kleinen Dagmar Fuhrich hatte sehen wollen. 1963 war sie als sehr junges Mädchen, gemeinsam mit ihrer Mutter, eine der 10.000 Trauergäste gewesen, die die 11-jährige Ballettschülerin der Wiener Staatsoper – ein Opfer des berühmten Frauenmörders Weinwurm – zur letzten Ruhe geleitet hatten. Sogar der Karajan war damals gekommen!

„Da könnten's aber wirklich mal etwas pflanzen“, hatte eine Frau zu ihr gesagt, die gleich nebenan verblühte Pelargonienreste akribisch aus einem Pflanztrog entfernte und sie offenbar für eine Verwandte der kleinen Fuhrich gehalten hatte.

So hatte sie die gebogene Mitzi kennengelernt, und später dann auch die anderen, die sich regelmäßig nach getaner Arbeit auf der fast immer sonnenbeschiene- nen Bank im hinteren rechten Eck zu ein paar Stamperln und

einer kleinen Jause trafen. In Ermangelung eines eigenen verstorbenen Ehemanns hatte Fini sich tatsächlich einige Jahre um das Grab der kleinen Fuhrich gekümmert. Dass dies ohnehin gepflegt wurde und der zeitweilig traurige Zustand nur im ungewöhnlich heißen Sommer begründet war, kam Fini grad recht. Mit wenig Geld und noch weniger Handgriffen konnte sie den Eindruck einer treusorgenden Hinterbliebenen machen und so schließlich an der lustigen Friedhofsrunde teilhaben.

Doch auf Dauer war ihr die kleine Fuhrich fad' geworden, zumal der Mord nun auch schon wirklich lange zurück lag und sowohl Schrecken als auch Faszination verloren hatte. So war es für Fini ein echter Glücksfall gewesen, als 2011 Peter Alexander starb. Er hatte Frau und Tochter überlebt, andere Verwandte waren nur sehr selten gesehen worden, und so hatte Fini – nachdem sich der Trubel um die Beerdigung gelegt hatte und die Kränze von Udo Jürgens und dem Bürgermeister längst zu Staub geworden waren – nach und nach die Blumendeko des Neumayerschen Grabes übernommen. Endlich fühlte sie sich den anderen ebenbürtig.

Und dann so etwas. Fini schnaufte noch einmal, doch die Frau auf der Bank blieb stumm, und so stand Fini auf und ging. Auch ein sonniger Dezembertag ist schließlich ein Dezembertag. Und Wien ist eigentlich Osteuropa, da wird's schon recht kalt. Fini beschloss, auf einen Punsch in den Ersten zu fahren.

Es wurde mindestens ein Punsch zuviel, aber daran lag es nicht, dass ihr am nächsten Morgen speiübel wurde. Die